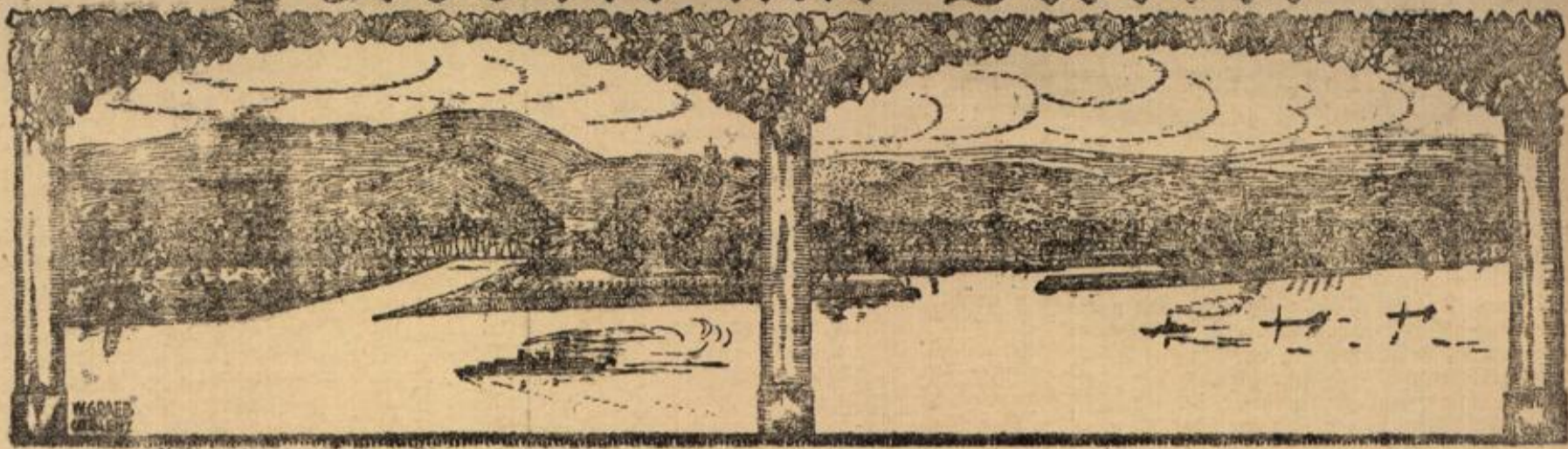


# Rhein und Lahn



Nummer 32

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Otto Richard Wanningen

Sonntag, 17. Oktober 1920

Druck u. Verlag: Buchdruckerei Fr. Schickel  
Jahrgang: 1920; Jahrgang: 1920

2. Jahrgang

## Herbst . . .

Es war ein bunter Herbst, und die verhaltene Tragt alles Vorlesigen über das Land gebreitet. Als vergähe die Natur, da es nun doch zum Sterben geht, ihre weise Sparsamkeit und verschwendete ihr Gelb und Grün und Rot mit der Leidenschaft des verliorenden Spielers. Und dann wieder ein milder und fröhlicher Hauch, als gäbe es doch noch etwas zu hoffen, und dazwischen die unsägliche Wehmut des Herbsttages, in dem etwas wie Frühling mitschwebt und in den wir unsere Kranken hinausführen.

Und dann plötzlich geht ein leises Singen im Sonnengold des herbstlichen Frühnachmittags durch die Lüfte und schmeigt sich wie ein zarter Alberschleier um unsere Sinne. „Klinge, kleine Frühlingssied . . .“ Es kreuzt unsern Weg — ist es außen oder innen? Mit schnellem Grinsen will das Viehchen weiter, daß ich seine Züge nicht erkennen kann — als ob nur seine Musik vorbeiklänge. Aber ich halte es fest: „Wied, wo kommst du her?“ — „Aus dem Frühling komm' ich, von den Veilchen her. Und ich bekam den Auftrag mit, wenn ich eine Rose schaute, soll' ich sagen, daß mein Dichter sie grüßen läßt. Aber ich verträumte mich den Sommer über auf den Waldwiesen und nun bin ich traurig, daß es nicht mehr gelingen wird. Denn so verstreut und matt sind diese letzten Rosen, daß ich immer vorübergehe, ohne sie zu grüßen, und sie zu spät erkenne, und wenn ich umkehre, sind sie gewelkt. Wenn ich aber aus der Ferne schon eine grüße, so ist es nachher gewiß keine Rose, sondern irgend etwas Bunttes, Anderes, was nicht duftet. Nun aber hab' ich Eile — dort am Zaun —“

Und weg war es. So konnt' ich ihm nicht einmal sagen, daß sein Dichter sicher nichts anderes erwartet hat. Denn er hat unser Los gekannt, daß wir die Rose nicht grüßen, der wir begegnen, und wenn wir etwas grüßen, es keine Rose war —

O. R. W.

## Rheingold

Die Rheinufer, ursprünglich von Kelten bewohnt, deren Spuren noch in zahlreichen Ortsnamen zu erkennen sind, wurden früh von Germanen erobert und neu besiedelt. Zwar lief lange Zeit die Grenze des Römerreiches am rechten Rheinufer her, und der Strom erschien noch dem Dichter Aufonius um das 370 n. Chr. ein Grenzwall.

„Unüberwärtbar den Franken, Chamaven und allen Germanen“, allein es währte nur noch kurze Zeit, da stutete gerade der mächtige Völkerbund der Franken, aus verschiedenen deutschen Stämmen zusammengeschießt, über den Rhein hinüber und machte das römische Gallien sich untertan. Der Frankenkönig Chlodwig ging von Köln aus westwärts, und in den wilden Jahrhunderten, die nun folgten, wuchs manches

Seld, dessen Taten von Mit- und Nachwelt gepriesen wurden. Karl der Große ließ die Heldenlieder seines Volkes aufzeichnen, aber sein Sohn Ludwig der Fromme verbrannte sie wieder, weil darin ja das Heidentum verherrlicht schien. Trotz alledem hielten sich die Stoffe mündlich noch bis zur Hohenstaufenzeit, wo sie, vielfach verändert und mißverstanden, im Nibelungenlied und in Heldenbüchern wieder auftauchten. Wir besitzen aber auch noch manches in älteren Fassungen, indem vom Rhein her über Soest, Bremen, Hamburg, Danemark deutsche Männer die Stoffe weitertrugen, bis sie auf der Insel Island in den Liedern der Edda und der Stalden aufgeschrieben wurden.

Die Fluten des Rheins waschen aus dem Quarzgestein, über das sie rollen, die blintenden Quarzkristalle, Rheinkiesel genannt, die sonst als Edelsteine hochgeschätzt wurden, aber auch Goldkörner, und durch Waschen und Sieben des Rheinlandes hat man seit uralten Zeiten gewaltige Massen Rheingoldes gewonnen, besonders im Breisgau. „Gut ist des Rheins Gold zu besitzen“, heißt es schon in der Edda, und das Rheingold ist denn auch der tiefste Urgrund der Sage vom Nibelungenschatz. In der Edda heißt das Halsgeschmeide der Göttin Freya Brisingamen, ein Name, der auf Breisach und den Breisgau hindeutet. Der kunstberühmte Schmied Wieland, in der Edda Wölunder genannt, stammte vom Rhein. Der angelsächsische Dichter Galfred von Monmouth sagt:

Pocula, quae sculpsit Guilandus in urbe Sigeni Wieland hat die Pokale geschmiedet im Lande zu Siegen, er hält also das schon früh erzberühmte Siegerland für Wielands Heimat.

Als Wieland gefangen und verstümmelt dasigt und man von ihm Goldgeschmeide heischt, klagt er, wie in der Edda steht, folgendermaßen:

Hier war kein Gold wie auf Orans Wege,  
Fern ist das Land den Felsen des Rheins,  
Mehr der Kleinode mochten wir haben,

Da wir heil daheim in der Heimat war saßen. — Orani ist Siegfrieds (Sigurds) sagenberühmtes Ross. Dem jungen Sigurd schmiedete Regen das Schwert Gram, das war so scharf, daß er es zur Probe in den Rhein steckte und eine Wollflocke den Strom hinabtreiben ließ, da zerschmitt das Schwert die Flocke wie das Wasser. Wie die, dem Schwert schlug er nun den Amboß Regins entzwei und zog dann aus, den Drachen Fasfir zu töten, der auf Goldschätzen saß. Wie Fasfir von seinem Golde kroch, da erschlug ihn Sigurd, bemächtigte sich des Schatzes und wandte sich nun südwärts ins Frankenland. Wegen des Schatzes ist später Sigurd ermordet worden, und den Schatz hat man wiederum in den Rhein versenkt, woher er stammte. In der Edda heißt es:

Nur der Rhein soll schalten mit dem verderblichen

Schatz,  
Er kennt das asenverwandte Erbe der Hinfungen.  
In der Woge gewälzt, glühn die Walringe mehr,  
Denn hier in den Händen der Sunnesöhne.

## Die Geschichte der Martinsburg

Von Vodo Ebbard.

(Schluß.)

Der Umbau machte die Burg zu einem Wohnbau, der heute noch eine ausgezeichnete Unterkunft für die Steuereinnahme des preussischen Staates gewährt. Er dient außerdem verschiedenen Beamten zu Wohnzwecken. Die Außenwerke sind namentlich durch den Bau der Eisenbahn im Jahre 1862 zerstört worden und vor der Burg machen sich einige geschmacklose moderne Lagerhäuser breit, so daß heute noch wie vor 600 Jahren die Güter von Zollwächtern bewacht werden. Auffallend ist, daß in all den Urkunden bis zum Jahre 1775 niemals von der Burg unter dem Namen Martinsburg die Rede ist, der Name also offenbar einer ganz neuen Zeit sein Entstehen verdankt.

In den Wirren nach der französischen Revolution verlor Mainz sein Besitzrecht in Oberlahnstein und die Burg kam an das Herzogtum Nassau und diente unter diesem wie bisher als Beamtenwohnung und Amtshaus und der gleiche Zustand blieb 1866 nach dem Uebergang an Preußen bestehen.

Aus der älteren Zeit sind noch einige Rechnungen überliefert, die von den Einnahmen des Lohnsteiner Zolles ein Bild geben. Auch über die Kosten einer gastlichen Bewirtung wissen wir genaueres.

Nach der ersten Rechnung, die der Zollschreiber Paul von Geisenheim dem Erzbischof Heinrich III. für die Jahre von 1340—42 abgelegt hat, bestand die ganze Einnahme des Zolles von Lohnstein in 1145 Pfund 7 Schillingen und 2 Groschen Lurnos. In einem Jahre betrug derselbe also beiläufig 560 Pfund. Damals betrug das Pfund Heller nach dem heutigen Werte des Geldes im 24 Guldenfuß 12 fl.

Eine Rechnung des Zollschreibers Paul aus dem Jahre 1344 über Auslagen für ein viermaliges Gastmahl der Freunde des gleichen Erzbischofs verzeichnet 16 Ochsen, 22 Schweine, 140 Stück Hühner, 10 Hahnen, eine Menge fastigen, gebackenen Fleisches, Fische, Eier, Zugemüse usw., und dies alles zusammen kostete 5 Pfund 17 Schillinge und 12 Heller, d. i. ungefähr 65 fl. (130 Mark). Die übrigen Ausgaben im Hin- und Herwege betragen für allerhand Frucht für Wein, Heu, für die Küche, für 5 Tonnen Heu, für Käse, Lichte usw. ungefähr 14 Pfund oder 168 Gulden.

## Ein Rheinloß vor hundert Jahren

Sonst war ein „Kapitalloß“ schier eine schwimmende Insel. Wie uns der Pfarrer Lang aus Neuen-dorf bei Koblenz erzählt, der im Jahre 1789 einmal zu Floß rheinabwärts von Andernach bis Doortrecht gefahren ist, hatte ein solches Floß tausend Fuß in der Länge und neunzig in der Breite; es standen darauf ein Dutzend geräumige Hütten, die von fast 500 Knechten bewohnt wurden. Tannen und Eichen waren des Floßes einzige Bestandteile. Als Lang an Bord gegangen war, kamen die Zollbeamten von Andernach und von anderen Orten zu einer Ver-

lung aufs Floß. Nach hiesigen Koboldmühen und den Führern, vielem Messen und Ausnotieren waren sie endlich befriedigt und gingen in die Herrenhütte, wo ein kostbares Mahl, bei dem auch Champagner und Burgunder floß, ihre Falten glättete und ihre Mienen immer freundlicher gestaltete. Der zweite Tag galt der Vorbereitung zur Abfahrt des Floßes; Wahrschauer werden entsandt, Bäcker, Metzger und diese Handwerker kommen und gehen, das Ufer wimmelt von Menschen, die geworbene Mannschaft kommt an Bord, erhält ihre Anweisungen und ihre Posten. Der Obermeisterknecht mustert sein Volk, hält eine bündige, energisch Anrede, sagt, jeder bekäme bis Dortrecht fünfzehn Taler und die Kost, bei ungewöhnlicher Arbeit 12 Kreuzer im Tag mehr. Wie alle das zufrieden waren, erscholl das Kommando: „Ueberall!“ Alles lief in die Küche und erhielt Rationen, die sie zu sieben und sieben an irgend einem Becken verzehrten, die Meisterknechte aßen in einer Stube; Bier bekam jeder nach Lust. Jetzt hieß es: „Betet überall!“ Die Mägen flogen ab, und nach einem Stoßgebettel begann die Fahrt. Der Steueremann gebot mit Zeichen und Gutschwenken; das rechte Ufer hieß: Hessenland, das linke: Frankenland. In der Herrenhütte wohnte der Floßherr, dar'n waren mehrere Schlafzimmer, ein Bureau, des Steuermanns Kajüte, Vorratsräume und ein Flaschenkeller, zuletzt den Speisesaal und ein Kammerzelt. Desflich davon standen die Bierfässer, auch vier bis sechs Ochsen, welche zu schlachten und herzurichten zwei Metzger gebündelt waren. Auf der ganzen Reise verbrauchte man: 40—50 000 Pfund Brot von allerlei Form und Güte, 10—15 000 Pfund Käse, 10—15 Zentner Butter, 10 Zentner Dörrfleisch, 40 Malter Hülsenfrüchte, 10 Malter Salz, 600 Ohm Bier, 3—4 Stücksaß Wein. Die Küchenhütte war sehr geräumig, das Feuer darin erlosch nie, ein Meisterkoch besorgte die Herrenhütte, regierte aber auch die „Schmuddelküche“. Land beschreibt dann auch das Floß, seine Handhabung und Steuerung im einzelnen und ver-rät, daß es wohl 500 000 Kubikfuß Holz enthalte, im Werte von einer Viertelmillion Gulden, wozu 100 000 Gulden Unkosten kamen von Mainz bis Dortrecht. Im Jahre 1809 sind noch 85 so große Flöße den Rhein hinabgeschwommen.

### Abend im Herbst

Noch einmal will ich durch den Abend schreiten,  
Noch einmal soll an mir vorübergleiten  
Die ganze Schönheit, die der Herbst gebiert,  
Die ganze Schönheit, die er schon verliert.

Es färbt sich braun das Blatt, die Früchte fallen,  
Und Nebelschleier dämpfen dumpf das Schallen.  
Das ist das Sterben. Ist das Sterben schön!  
Ich wollt, ich wär bereit, schon mitzugehn . . .  
Wilhelm Spael.

## Die Postreklame

Von Adolf Bindemann

Nikodemus Sauerampfer gab sich bisher alle erdenkliche Mühe, aber ihm ist nun doch die Puste ausgegangen.

Weil Post und Eisenbahn Defizit haben, soll dies zukünftig durch Post- und Eisenbahnreklame gedeckt werden. Die Postwagen werden bald wieder im leuchtenden Ockergelb prangen. Zwar wird ihnen das „Kaiserliche“ fehlen, auch auf den Reichsadler wird man verzichten, dafür wird ein expressionistisches Männchen Gliederverrenkungen an der gelben Seitenwand ausführen und verkünden, welche der beste Schutzfrem ist. Ehe man einen Brief an die Liebste in den blauen Postkasten wirft, liest man auf der Klappe des Camurfs, wo man das beste Kindernährungs-mittel bezieht.

Das alles hätte Herr Sauerampfer letzten Endes ertragen, denn Glodenfäden sind Seidenfäden gegen seine Nerven, aber die Post- und Eisenbahnreklame ging im Laufe der Zeit entschieden zu weit. Was sagen Sie zu folgendem Erlebnis des Herrn Sauerampfer? Er erwachte eines Nachts durch ein knackerndes Geräusch im Nebenzimmer. Zweifellos statterten Einbrecher ihm einen Besuch ab. Rasch entschlossen eilt Sauerampfer zum Fernsprecher, um die Polizei herbeizurufen.

„Der Amt!“

„Bitte, Fräulein, schlammigst Polizeiamt. Bitte tut not, bei mir —“

„Denn. Geben Sie schon einmal Handflächen gegen Neuraftben's beimgt? Sie sind zu bogiechen durch die pharmazeutische —“

„Herr des Himmels, ich will die Polizei, keine Billen! Bei mir sind Einbrecher!“

„Gegen Einbruchdiebstahl versichert die Univer-sum-Versicherungsgesellschaft um die niedrige Prämie von —“

Jetzt fing Herr Sauerampfer an zu brüllen, und die Einbrecher zogen es vor, zu verschwinden; leider waren auch einige Silberfächer mit verschwunden. Deshalb schäht Herr Nikodemus Sauerampfer die Postreklame nicht sonderlich und verzichtet auf Post und Fernsprecher.

Aber auch bei der Eisenbahn machte er trübe Erfahrungen. Die sonst so übersichtlichen Fahrpläne waren durch Reklame ein buntes Durcheinander geworden. In den Zügen und auf den Bahnsteigen stand nicht mehr die Fahrtrichtung der Züge, sondern welche Zigarette und Schokolade die beste sei. Der Schaffner und Förstner gaben über jede Welt-marke und Manikure, über alle Haarwässer und Zahnpasten erschöpfende Auskunft, nur nicht über die Ab-fahrtzeiten der Züge.

Herr Sauerampfer verzichtete auch auf die Eisenbahn, weil er durch den langatmigen Reklamevortrag des Jahrdienstleiters den Zug verpaßte.

Viele Leute werden wohl ebenfalls der Post und Eisenbahn entsagen und das Defizit derselben wird noch größer sein. Womit deckt man nun dies Defizit? Durch Bessermachen! Einst wird sich die Post sowohl als auch die Eisenbahn wieder zurückfinden in die reklamelose, gar nicht schreckliche Zeit und sich eine Schillerische Botivtasel sinngemäß also zu egen machen:

Welche Reklame ich mache? Keine von allen,  
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Reklame!

## Schrifttum

### Goethes Verhältnis zu Gott

Goethe war schon als Knabe ein Gottsucher, der sich in kindlich-rührender Weise eine Art gottesdienstlichen Kults bildete. Und je älter er wurde, je mehr sich seinem Forschergeiste auf allen Gebieten die Geheimnisse des Weltalls offenbarten, desto mehr festigte sich in ihm die Gewißheit von dem Allumfassender, dem Allerhalter, den wir Gott nennen. „Faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?“ fragte Goethe im Faust. Jemandem hat den jugendlichen Goethe einen heidnischen Titan mit dem christlichen Dvang nach Erlösung, den Faust aber geradezu eine zweite „Weltbibel“ genannt, an deren Anfang und Ende Gott spricht. Auch sonst sind die Beweise in Goethes Werken so zahlreich, daß wir uns hier auf eine kleine Auslese beschränken müssen. So spricht er im Buch des Sängers von den menschlichen Geschlechtern, die noch Himmelslehr in Erdensprache von Gott empfangen. Im „Zaismann“ finden wir das Bekenntnis:

Gottes ist der Orient,  
Gottes ist der Occident  
Nord- und südliches Gelände  
Ruht im Frieden seiner Hände.  
Er, der einzige Gerechte,  
Will für jedermann das Rechte!

Im Buche des Parzen empfiehlt er:

Gott auf seinem Throne zu erkennen,  
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen.“  
und im Buch der Sprüche ruft er aus:  
„Was machst du an der Welt, sie ist schon gemacht  
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht!“  
und an anderer Stelle daselbst:

„Dunkel ist die Nacht, bei Gott ist Licht!“  
Von einer Pfauenfeder bekennt Goethe (im Buch der Parabeln):

An dir wie an des Himmels Sternen  
Ist Gottes Größe im Kleinen zu lernen!“  
Auch zu der Sendung Jesu Christi nimmt der Dichter Stellung (siehe auch Buch der Parabeln):  
„Vom Himmel steigend Jesus bracht'  
Des Evangeliums ewige Schrift,  
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;  
En göttlich Wort, es wärft und trifft.“

Auch mit unserer Rückkehr zu Gott am Ende unserer irdischen Laufbahn hat Goethe sich gläubig beschäftigt und an das Ueberzeitliche geglaubt, an das Jensei-

lige, wohin wir „im Aufschau stürzer Siebe“ ver-schweben werden.

Das ist überhaupt wohl das Größte an Goethe, daß er, je mehr er Gott in der Natur erkannte, sich umso mehr unter diese Erkenntnis beugte, im Gegen-satz zu andern Gelehrten, die mühsam erkannte Na-turgesetze für eigene Weisheit halten und dadurch so stolz und eitel werden, daß sie den unwürdigen Welten-lenker sogar zu leugnen sich unterfangen.

### Eine Schiller-Feindin

In den Denkwürdigkeiten des Hamburger Thea-terdirektors Friedrich Ludwig Schmidt erwähnt dieser eines Dienstmädchens, der Hamburger Schauspie-lerin Madame Fiala, das wegen ihrer drastischen Antworten in Hamburger Bühnenkreisen bekannt war. In Wien aber geriet diese wunderliche Alte, wie Schmidt erzählt, über fünfstufige Trauerspiele und deren Dichter: „Jeder, der ein langes Stück geschrieben hatte, war ihr verhaßt; den Verfasser des „Tell“, „Don Carlos“ usw. betrachtete sie als ihren Todfeind. Wegen der lange währenden Proben brante ihr nämlich oft das Essen an, und sie fluchte: „Dese vordammte Kierl, de Schiller, soll sit wat schämen! Wat glöwt he denn, kann ed die Köß' bet drei Uhr warm erhalten?“ — Ja, an was die Dichter nicht alles denken sollen!

## Musikalische Kindererziehung

Von Dr. Edgar Jstel.

(Schluß.)

So kommen wir denn zur zweiten wichtigen Frage: Welches Instrument soll gespielt werden? Die Entscheidung dieser Frage ist viel schwieriger, als die der ersten. Zwar wird auch hier bei ausgesprochener Begabung kaum ein Zweifel obwalten: Verlangt das Kind nach einer Geige, so gebe man ihm ruhig Violinunterricht; hat es sich von selbst mit Vergnügen am Klavier versucht, so mag dabei bleiben. Auch die Beschaffenheit der Hände prädestiniert oft für ein bestimmtes Instru-ment. Es ist freilich keine gesunde Grundlage die das Klavier schafft, vorangegangener Violin- oder Violoncello-Unterricht ist von größtem Vorteil (um von den Blasinstrumenten, deren Beherrschung unter den Dilettanten leider sehr selten ist, deren Solo-Literatur aber auch wenig Abwechslung bietet, gar nicht zu reden), aber wenige sind in der Lage, Geld und Zeit für zwei Instrumente aufwenden zu können. Immerhin aber habe ich gefunden, daß die meisten Spieler von Streichinstrumenten doch noch später Zeit und Lust finden, sich ein wenig Ue-bung auf dem Klavier anzueignen, während dem Klavierspieler, der kein Streichinstrument gelernt hat, große Vorteile entgegen, da eben doch der Höhepunkt des Schöpfens unserer klassischen Meister im Orchester und Streichquartett liegt. Dagegen hat man auf dem Klavier wieder die Möglichkeit, alle musikalischen Kunstwerke, mögen sie für dies Instrument ursprüng-lich gedacht sein oder nicht, sich vorführen zu können, und es neigt sich, wenn man die leichte Zugänglich-keit guter Klavierauszüge bedenkt, die Wagschale wieder sehr zu Gunsten des Klaviers. Ich spreche hier natürlich immer nur von solchen Kindern, denen die Musik vorwiegend nicht Beruf wird; aber auch der Virtuos auf einem Soloinstrument wird einer gewissen Kenntnis des Klavierspiels nicht entzogen können und dürfen, ganz abgesehen von zukünftigen Komponisten (die stets erkennbar sind am unwiderstehlichen Drange zu selbstschöpferischen, wenn auch zunächst primitiven Arbeiten), denen rechtzeitig Klavier- und Theorieunterricht zu geben Pflicht ist, will man nicht das Talent auf Abwege geraten lassen. Theorieunterricht sollte überhaupt — wenn auch im bescheidensten Umfange — jeder Musikbesessene erhalten; gibt es doch nichts Nützlicheres, als das sinn-lose, mechanische Herunterspielen von Tonstücken, deren Aufbau und harmonischer Sinn dem Ausübenden ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Einem be-sonderen Lehrers bedarf es hierzu nur im Falle höherer Ausbildung; man wähle eben von vornherein keinen Kunsthandwerker, sondern einen wirklichen Künstler, der mehr als nur Technik besitzt, zum Lehrer und gebe nicht seine Kinder aus falscher Sparsamkeit dem Mindestbietenden in Submission. Namentlich auf dem Gebiete des Klavier- und Ge-sangunterrichts macht sich neuerdings ein wüdisches proletariat bemerkbar, vor dem bei allem rein mensch-lichen Mitleid nur gewarnt werden kann. Freilich

darf auch nicht verschwiegen werden, daß mancher technisch auf der Höhe stehende, sich eines berühmten Namens erfreuende Künstler theoretisch sehr schlecht beschlagen ist. Dann sollte er aber so ehrlich sein, besonderen Theorieunterricht für seinen Zögling zu beantragen.

Noch eine dritte und letzte Frage mag man aufwerfen: Welche Anforderungen sollen an einen miltischen Musikunterricht gestellt werden? Die Antwort lautet: er soll zum lebendigen Erfassen bedeutender musikalischer Werke führen. Die Technik, deren Erwerb unbedingte erforderlich ist, will man nicht ewig ein Stümpfer sein, werde also nicht Selbstzweck, sondern bleibe stets nur Mittel zum Zweck, die Anleitung zu gesundem, natürlichem Vortrag nicht nur eingepaukter Paradestücke, sondern jedes beliebigen, mittelschweren Stückes, schon beim Primavista-Stück (d. h. bei einem bisher völlig unbekanntem Stück) bilde den Kern der Unterrichts- und Ausg- schlossen seien alle leichten Virtuositätsstücke und sentimentale Salonmusik, und die Erziehung basiere so lange auf ausschließlicher Pflege von Bach, Haydn, Mozart und Beethoven, bis ein Mißverstehen der Romantiker ausgeschlossen ist. Dann mag fernerhin getrost zu moderner Literatur gegriffen werden, und auch gegen eine verständige Vorbereitung auf den Genuß der Werke Richard Wagners durch Studium guter Klavierauszüge ist bei vorgeschrittenem Urteil nichts anzuhängen; denn wer eine solide Erziehung genossen hat, wird sein Klavier nicht zu jener, öden, rechnerischen Wagnersimpelerei mißbrauchen, die wie eine Epidemie grassiert und gegen die der Meister selbst schon — leider ohne Erfolg — Front gemacht hat.

## Die ersten Kinderlügen

Gottfried Keller, der in der Jugendgeschichte seines „Grünen Heinrich“ so tiefe Blicke in die Kinderseele getan, verweilt ausführlich bei einem Vorfall, bei dem der eben erst in die Schule gekommene Knabe ganz zwecklos eine Lügengeschichte erzählt und dadurch Gefährten schwere Strafen zuzieht. Keller schreibt diese kindliche Lust zum Lügen, die er bei sich beobachtet, seiner dichterischen Phantasie zu. Aber die Wissenschaft, die sich seitdem ausführlich mit der Erscheinung der Kinderlügen beschäftigt, hat sie auch bei dem normalen, nicht ungewöhnlich begabten Kinde gleichsam als einen natürlichen Entwicklungsvorgang beobachtet. Gerade die Lügen ganz kleiner Kinder sind psychologisch besonders interessant und geben den besten Hinweis für die moralische Bewertung und die pädagogische Bekämpfung dieser Erscheinung. Deshalb beschäftigt sich Julius Behmer in einem Aufsatz der bei Herder in Freiburg erscheinenden Monatschrift „Stimmen der Zeit“ aufgrund der umfangreichen Forschungen der modernen Kinderpsychologie mit der „Lüge der ersten Kinderjahre.“ Die Möglichkeit zu lügen tritt beim Kinde schon recht früh auf, denn sein Verständnis ist bereits zwischen 1½ und drei Jahren so entwickelt, um Wahr und Falsch zu unterscheiden, und auch der sprachliche Ausdruck ist weit genug gediehen. Doch beweist das Lügengönnen natürlich noch keineswegs, daß das Kind tatsächlich schon so früh lügt. Alles, was man als sachliche Lügen in den ersten zwei Lebensjahren bezeichnen wollte, geht auf eine unrichtige Ausdeutung des kindlichen Verhaltens zurück. Das Verstehen eines verräterischen Gegenstandes ist ebenso ohne jede Täuschungsabsicht verständlich, wie das unglückliche Gesicht nach einem losen Streich. Wir müssen vor allem auf der Hut sein, dem Kinde seine Worte nicht falsch auszulegen und nicht die Erkenntnis der Erwachsenen in seine Gedankenwelt hineinzulesen. Wie solche kindlichen „Schwänke“ entstehen, wird an einigen Beispielen erläutert. Ein Mädchen hatte mit einem Jahr neun Monaten an Schafblättern geknaut und beantwortete jede Berührung, die ihm schmerzhaft war, mit „wehe“, worauf man es in Ruhe ließ. Infolgedessen sagte es auch später, wenn es beim Spiel nicht gestört werden wollte, unwillig „wehe“. Nun will aber das Kind damit nicht sagen: „Ich habe Schmerzen“, was eine Lüge wäre, sondern das „wehe“ bedeutet die bloße Abwehr und heißt so viel wie „Laßt mich in Frieden.“ William Stern, der bedeutende Kinderpsychologe, führt aus der Erfahrung mit seinen eigenen Kindern einen Fall an, in dem die 2½jährige Silde den Bruder schmerzhaft geknaut hatte. Als man ihr das später vorhielt, rief

sie mit unwilligem Gesichtsausdruck: „Nein, nein!“ Das sollte aber keine Ablehnung bedeuten, sondern nur den Wunsch ausdrücken: „Ich will davon nichts hören.“

Gerade wenn die Kinder die Sprache erlernen und sich bereits einen kleinen Wortvorrat angeeignet haben, plaudern sie außerordentlich gern und viel und phantastieren alles Mögliche zusammen. So erzählte z. B. die drei Jahre fünf Monate alte Eva Stern, „von einem kleinen Baby“, wie das Baby sich mit dem Regenschirm, den es aufgespannt, ein Loch in den Kopf geißelt und wie sie, die Eva, beim Vater ein großes Heftpfoster geholt, es durchgerissen und auf'n Kopf geklebt habe, „und wenn es abgegangen ist, dann habe ich ein neues aufgeklebt. Da hat aber das Baby geweint.“ Nur ganz unvernünftige Menschen werden hier von Lüge sprechen. In jedem Kinde steckt ein kleiner Dichter, und die Leichtigkeit, mit der es sich in seine Sphäre hineinlebt, läßt es auf die Grenze zwischen Wirklichkeit und Einbildung nicht achten. So antwortet z. B. ein kleiner Vorkind dem Vater auf die Frage, warum sie in den Garten gegangen sei, echt dichterisch: „Die Blumen haben mich gerufen“, und als der Vater fragt, was sie gesagt hätten, erwidert das Kind: „Sie haben gerufen: „Margaritchen, komm!“ Aber auch richtige Lügen kommen gelegentlich vom vollendeten dritten Jahr an vor, unter denen die weitest meistens Argstücken sind. Der drei Jahre vier Monate alte Günther hat ein Stück Tapete abgerissen, und sagt, auf die Frage nach dem Schuldigen, gleich der schuldlosen Schwester: „Ich nicht.“ Auf die Aufforderung der Mutter: „Komm her,“ birgt er die Hände hinter dem Rücken und sagt: „Aber nicht hauen.“ Auf eine erneute Frage gibt er die Untat zu. Es handelt sich also hier nach Stern um einen „Lügenschwänke“, und jedenfalls wird man solche ersten Kinderlügen im Keime ersticken können, wenn man die Kleinen nicht durch Strafe noch mehr verängstigt, sondern ihnen nur „klar macht, daß zwei Kinder immer gleich sagen, was richtig ist.“ Nicht so häufig wie die Angst- und Abwehrlügen sind die Lügen aus Eifersucht und Nachschaffigkeit, bei denen auch im frühen Alter eine kleine Strafe angebracht erscheint. Eine dritte Art frühkindlicher Lügen sind wechselseitige Begehrungen; doch sind diese häufig unbewußt. Die drei Jahre sechs Monate alte Eva findet ihren Stock zerbrochen in der Nähe der Köchin und sagt: „Die Toni hat meinen Stock kaputt gemacht.“ Als die Mutter sie ernst fragt, ob sie das denn gesehen habe, muß sie es verneinen und erklärt mit dem Kindermädchen: „Sieh mal, Else, mein Stock ist allein kaputt gegangen.“ Nach all dem kann man feststellen, daß die Kinder bis etwa zum sechsten Lebensjahre nicht lügenhaft sind, und so besteht das Wort des großen Seelenkenners Jean Paul zurecht: „In den ersten fünf Jahren sagen unsere Kinder kein wahres Wort und kein lügendes, sonder sie reden nur . . .“

## Mutter . . .

Wie du oft auf dem Betttrand sahest,  
die trockene Kruste im Kaffee weichtest,  
uns armen, blassen Kindern reichtest  
und dann selbst ahest . . .  
Die alten Krissen  
rotkarriert, mager, zerklüftet,  
und du: blaß wie die gefaltete Wand;  
und immer zitterte die knochig-dürre Hand!  
Mutter, das vergiß ich nicht.

Mitten aus all den fremden Gestalten:  
plötzlich kamst du auf mich heran,  
mit den Augen, den tiefen, alten,  
sahst du mich so innig an:  
ganz noch das alte Bauernmädchen,  
die hohe Haube, das bunte Leibchen  
und die tausend Runzeln im braunen Gesicht.

Warm drückte ich die rauhe Hand —  
und all die schönen, gepuderten Damen,  
die auf und ab die Alleen kamen:  
Vor dir ward alles eiser Tand!

## Frau Hirschberg

Erzählung von Fritz Müller.

Frau Hirschberg war unsere Näherin. Alle vierzehn Tage war Gewandbesichtigung für uns sechs — fünf und ein Mädel.

„Hosen, Röcke vorgewiesen! Heute kommt Frau Hirschberg, Kinder!“

Und dann kam sie angewackelt und beschäftigte zunächst im groben einen großen Kleiderberg mit Schern, Triangeln, Aufschlägungen usw.

„Dh, dh, dh!“ machte sie mit einem sonderbaren Schnalzen, „dh, dh, dh, ich sag's ja — die Buam die Buam!“

„Frau Hirschberg“, warf ich ein, „von unserer Schwester ist nicht weniger gerissen.“ — „Ed? no ja, no ja, — aber d' Hauptsach sind halt doch die Hosenboden bei den Buam. Dh, dh, dh, wie sie grad anstellen . . .“

„An gußeisernen, den tät'en f' auch zerreißen“, sagte die Mutter.

Beleidigt über den „Gußeisernen“ gingen wir Buben aus dem Zimmer — aber wenn wir wiederkamen, war aller Schaden beseitigt.

„Dh, dh, dh,“ machte Frau Hirschberg, und wenn ich wiederkam in vierzehn Tagen werden Ihre Herren Buam hoffentlich nicht wieder gar soviel zerrißen haben, Frau Müller. So, und jetzt hat God be sammen . . .“

Frau Hirschberg hatte einen festen Abgeschlag. Eine halbe Mark bekam sie für den Tag bei freier Kost, eine halbe Mark . . . Seit Jahren schon. Mehr nahm sie nicht. Ich weiß noch gut, wie sie die Mark zurückschob, die die Mutter geben wollte.

Frau Hirschberg hatte einen Sohn. Der ging vor vielen Jahren nach Amerika. Auch von uns fünfzehn wollte einer übers große Wasser. „Also nach, Herr Hans, net wah, grüßen S' mir mein Alois halt, mein Alois, wissen S' . . .“ und dabei beugte sie sich plötzlich tief über ihre Arbeit.

„Wo wohnt Ihr Sohn Frau Hirschberg?“  
„Ja, die Straßen weiß im mummer, ich hab' mir deut . . .“

„Den Ort, Frau Hirschberg, mein' d' . . .“  
„Den Ort? Halt in Amerika, Herr Hans, Sie müssen ihn schon finden, wenn —“

Hans wollte lachen. Aber Mutter winkte mit den Augen — wenn Sie sich umschau'n gelt, das tun Sie? Und sag'n S' halt dann an schönen Gruß . . .“

Noch tiefer beugte sie sich über ihre grausame Glutarbeit. Fast nicht mehr aufschauen wollte Sie. Und das heiße Bügeleisen machte an der Stelle, wo die alten Augen gerade darüber waren, einen Rißher . . . „Zuwohl, Frau Hirschberg“, sagte Hans mit starker Zuvorsicht, „ich fand ihn schon, den Alois!“ Unter siebzig Millionen Menschen in einem Riesenlande, wo kein Mensch sich um den andern kümmert.

Von da ab, wenn sie kam, vergaß sie auch das „Dh, dh, dh.“ und fragte regelmäßig: „Nun was schreibt Herr Hans? Hat er ihn schon gefunden?“  
Hans fand ihn re, den Alois. Wir aber fanden nur zu bald, daß dieser Sohn ein Taugenichts gewesen war und ein gerüttelt Maß von Herzeleid über seine Mutter ausgoß, ehe er nach drüben ging vor Jahren.

Dann kam ein Freitag, wo Frau Hirschberg ausblieb. Seit dreizehn Jahren zum erstenmal. Da wanderte die Mutter auf den Unteranger Nummer sechsunddreißig, stieg die steilen Treppen aufwärts, klopfte und trat ein: „Nun, Frau Hirschberg, krank?“ — „O mei, wie mich das freut, daß Sie kommen, dh, dh, dh, und der Herr Sohn ist auch dabei, dh, dh, dh, ja, was war denn jetzt net des . . .“ — „Wes Ihnen geht, Frau Hirschberg, möchten wir auch wissen.“ — „O mei! Knorzen bin ich wieder auf; es ist ja nicht der Mühe wert, nur a bißel schwindelig, dh, dh, dh, wissen S'.“

Wir wußten nicht Jedoch der Arzt, der nachher kam, der . . . es und sagte, auf der Treppe ruhig und freundlich. „Wie lange noch, meinen Sie? Drei, vier Tage vielleicht. Da sind wir leider hilflos. Aber einen Kummer hat sie . . .? Sie spricht ja immerzu von einem Sohn . . .“ Am nächsten Tage ging ich nach der Schule auf den Unteranger. Die alte Näherin war matt, sehr matt. Aber in den Augen brannte es, brannte es stets von derselben Frage: „Nun! Hat er ihn gefunden, meinen Alois?“

„Nein, Frau Hirschberg; aber mir hat Hans geschrieben, er sei ihm auf der Spur.“ — Ich weiß nicht, wie mir diese glatte Lüge plötzlich auf die Lippen kam. Und erschrocken war ich erst, als ich die Wirkung sah. Auf schrie sie vor Freude.

Zwei Tage darauf ging es zu Ende. Meine Mutter war noch vormittags bei ihr. Und nachmittags

Ich auch noch mal. An einem Ansichtskartenhändler ging mein Weg vorbei. „Haben Sie eine Karte von Newyork?“ fragte ich im Laden. — „Ja, diese mit der Freiheitsgöttin — schön, nicht wahr?“ — „Die nehme ich.“

Dann schrieb ich auf die Karte. Fest und sicher — an mich selbst. Und mit Absicht klebte ich die gebrandete Washington-Zwei-Zent-Marke aus meinem Markenbuch darauf. Vor der Tür nahm ich einen Anlauf. „Frau Hirschberg, Frau Hirschberg, schau'n Sie her, der Hans schreibt eine Karte — er hat ihn jetzt gefunden, den Alois — ja, freilich, freilich — ja, das da vorne ist der Hafen von Newyork — die Freiheitsstatue, ja wohl, — da lesen Sie es selber, was darauf steht, Frau Hirschberg!“ — Sie war nun doch zu schwach dazu. „Dj, dj, dj, bittschön, lesen Sie mir's vor, dj, dj, dj.“

„Ach wie lang es matt, dies altgewohnte, „dj, dj, dj.“ Und wie hell und sicher meine Stimme, womit ich vorlas: „Lieber Bruder! Denke Dir, soeben traf ich den Herrn Hirschberg Alois. Es geht ihm gut, sehr gut, sehr gut. Er sieht vortrefflich aus. Seine Mutter läßt er herzlich grüßen. Bald schreibt er selber.“ Was soll ich weiter sagen? —

Mit dieser Karte an den alten, nadelzerstochenen Händen starb sie noch am gleichen Abend. Mutter war von ihr zur Testamentvollstreckerin erbeten worden. Ich sah sie noch vor mir, die alte Lade, wo sie ihre Schätze hatte. Unter Fünfgipfenstücken in kleinen Rollen mit Papier umwickelt. Und darauf stand deutlich aufgezeichnet: „Für meine Beerdigung.“ „Für den Bienenverein.“ „Für die Blindenanstalt.“ Sieben Päckchen waren es im ganzen, alle mäßig hohe Weilerchen von Fünfgipfenstücken. Und das letzte Päckchen war: „Für meinen Alois.“

Alle Päckchen, bis auf dieses letzte, haben wir in Treuen der Bestimmung zugeführt. Das siebente aber habe ich mit Siegelzack perstschert! Und so lange, bis der Alois kommt und es holt, so lange liegt's auf meinem Schreibtisch als mein Briefbeschwerer. Der Alois wird es schon verzeihen.

### Zehn Gebote für die Hausfrauen

1. Die Frau sei stets adrett und sauber gekleidet und ordentlich frisiert.
2. Sie halte den Haushalt in Ordnung und Sauberkeit. Unerwartete Gäste dürfen nie d. e. Empfindung haben, Störung hervorzurufen.
3. Eine gute Hausfrau soll beim Kochen keine Mühe und Zeit sparen.
4. Im gut geleiteten Haushalt darf keine Aufregung und Hezerei herrschen. Buntschlei und strengste Pflichterfüllung, wozu auch Kinder und Dienstboten anzuhalten sind, müssen selbstverständlich sein.
5. Arbeiten, die sich keiner Beliebigkeit erfreuen, nehme man desto energischer in Angriff; wenn sie lange liegen ist ihre Erledigung umso unangenehmer.
6. Mit Unannehmlichkeiten warte man dem Hausherrn nicht brüßwam auf, dant er sich nicht auch ärgern muß, sondern man denke daran, daß es genug beruflichen Verdruß für ihn gibt.
7. Gut gelüftete und im Winter behaglich warme Wohnräume, ebenso ein gedeckter Tisch, sollen den Hausherrn nach des Tages Last zu Hause erwarten.
8. Eine gute Hausfrau soll zugleich eine liebevolle Mutter sein, welche den kleinen Anliegen und Klagen der Kinder Gehör schenkt. Schon oft wurden dadurch schwere Krankheiten verhindert.
9. In Krankheitsfällen darf die Hausmutter nicht egoistisch sein und die sich ergebenden Mehrarbeiten nicht scheuen; auch muß sie den Arzt rechtzeitig zu Rate ziehen.
10. Dem Dienstboten gegenüber soll die Hausfrau gerecht sein, damit Achtung empfunden und die Arbeit freudig geleistet wird.

### Praktische Winterkleider

Von unserer hauswirtschaftlichen Mitarbeiterin.  
Obgleich die Oktobersonne noch strahlend die Herbstspracht des farbigen Laubes verklärt und der alte — Damen sommer (Wir haben den Ausdruck „Altweibersommer“ im Einverständnis mit der Verfasserin, einer Lohnsteiner Dame, geändert, um bei garstigführenden Vertreterinnen des zarten Geschlechts nicht anzustoßen. Die Schriftlitz.) — der alte Damensommer also auch in den neuen Zeiten, die gekommen sind, sein altes Recht behauptet, sind doch die Morgen- und Abendsunden so empfindlich kalt, daß die Voraussetzungen eines strengen und frühen Winters

sich vorzubereiten scheint. Da heißt es denn für unsere Damen, der praktischen Winterkleidung für Tages- und Hausgebrauch zu gedenken, bei der die neueste „Mädchenmode“, wie jede elegante Aufmachung überhaupt, nicht in Betracht kommt. In den Vorjahren mußte man dann wohl die alten Bestände zum so-und-sovielten Male und fand immer noch etwas, das sich noch irgendwie für diesen Zweck heurichten ließ. Aber in der langen Kriegszeit sind schließlich auch reichliche Warenvorräte erschöpft, und da die Preise nach dieser erst recht emporschnellen, war an Neuanfassungen doch nicht zu denken — wenigstens für den größten Teil des Publikums nicht. So muß sich jetzt so manche praktische Frau und Mutter doch schweren Herzens zum Stoffkauf bequemen und unsere Industrie hat auch gerade für diesen Zweck, d. h. für den Tagesbedarf der Kleidung, bestens vorgesorgt. Es sind schwere, haltbare Gewebe, die da vorliegen, meist in gedeckten Farben, in grauen, bräunlichen und grünlichen Tönen, gemustert, gesprenkelt, in sich variiert. Gewebe, die ähnlich den früher so begehrten englischen Stoffen — letztere wären heute ja nur für wenige Börsen bezahlbar —, aber deutschen Ursprungs und bei dem Mangel an Rohmaterial auch natürlich weniger gediegen als in Friedenszeiten sind, immerhin aber besser als die Kriegsware der letzten Jahre ausfallen und sich recht haltbar erweisen dürften. Auch der Preis ist erschrecklich, wenn naturgemäß gegen früher noch immer erschreckend hoch. Da aber in absehbarer Zeit eine Besserung nicht zu erwarten ist, müssen wir uns davon gewöhnen, daß wir eben an der Last eines verlorenen Krieges zu tragen haben!

Nachart und Stoffverbrauch solcher praktischen Winterkleider sind so bescheiden als irgend denkbar. Der nicht allzu kurze und nicht zu enge, aber ganz glatte, foltelose Rock, dem jede Andeutung von seitlicher Stoffdrapierung oder sonstiger Aufbauschung fehlt, die dafür aber zu beiden Seiten recht praktische, tiefgehende Taschen hat — nicht die häßlichen, aufbauschenden Dänteltaschen, sondern glatte! — das wäre die ganze Anordnung. Nur selten werden für derartige Röcke Blusen aus gleichem Stoff gewählt, denn daß diese dunklen, stumpfen Gewebe kleidsam sind, könnte man nicht behaupten und der Schönheits Sinn unserer Damen und ihre durchaus berechnete Eitelkeit wollen doch auch ihr Recht haben. Sonst trug man wohl dazu eine gemusterte Samtbluse, die ebenso kleidsam als winterlich warm war. Aber Samt gehört jetzt leider, wie ja auch alle schweren, gegebenen Tuchstoffe, zu den kostbarsten Webarten und ist teurer als schwerste Seide. Aber Flanell ist noch halbwegs erschwinglich, ebenso farbige, flanelähnliche Friasstoffe, die ja bekanntlich auch die molligsten winterlichen Morgenröde ergeben. Und so werden derartige Blusen einfachsten Schnitts mit langen engen Ärmeln und hohem Halsragen, gern zu den oben geschilderten Winterröcken gewählt, und wenn noch etliche dunkle Samtreste sich im Bestand vorfinden und für den Halsragen und das Beziehen einiger großer Knopfformen reichen, so ist der hübscheste Gebrauchsanzug für den Winter geschaffen. Der Arbeitslohn dafür fällt ja fort. Ja, meine Damen, er muß fortfallen, um damit einen wirtschaftlichen Ausgleich für die hohen Stoffpreise zu erzielen. Welche halbwegs nadelgeübte Dame könnte sich einen derartigen Anzug nach gekauftem, überall erhältlichem Schnitt auch nicht selber herstellen? Es sind ja eigentlich nur ein paar Nähte daran, die sich die beruflichen Schneiderinnen allerdings nach neuestem „Tafel“ sehr hoch bezahlen lassen.

Fügt man dem genannten Rock aber eine Bluse aus dem schweren Stoff des letzteren bei, so kann Fleiß und Geschmak der Besizerin sich erst recht entfalten, indem sie der Bluse, ebenso aber auch den Taschen, aufgesetzten Taschen des Rocks aus farbiger Wolle oder Seide einzelne Motive aufsticht, die auch den einfachsten, entnützigsten Stoff reizvoll beleben und sehr kleidsam gestalten. Es ist kaum glaublich, welche Wirkungen sich da in großstädtiger Stiderei erzielen lassen, die ungemein fördert und viel mehr Vergnügen, als eigentliche Arbeit ist. Ganz besonders zu empfehlen ist sie auch zur Aufrechterhaltung und Belebung verletzter, aber noch brauchbarer, dunkler Kleider. Auch Traueranzüge sind in dieser Weise sehr praktisch wieder für gewöhnlichen Bedarfs herzurichten. Wirkungsvolle Verzierung an dunklen, einfachen Stoffen ergeben auch warme oder farbige Steppnähte, die oft bis zu ornamentalen Dornen aufsteigen,

unter fleißigen, maschinengeübten Händen. Welch ein reiches Feld der Betätigung ergibt sich da für Haussticker, die heute ausnahmsweise einmal nicht studieren. Und gerade über letzteres, d. h. die praktische Betätigung der Haussticker in der Familie gedenken wir das nächste Mal zu plaudern, wenn es auch mit der Mode nichts zu tun hat.

### Schwache und starke Gifte

Gr. Die Gifte spielen in der heutigen Zeit eine größere Rolle als je zuvor, weil im allgemeinen der menschliche Organismus durch die lange Kriegs- und Hungerzeit geschwächt und unterernährt ist, so daß er selbst den schwachen Giften gegenüber nicht mehr widerstandsfähig ist. Zu den schwachen Giften gehören Opium, Tabak und Alkohol. Wie wenig widerstandsfähig heute viele Raucher sind, beweisen die häufigen Erkrankungen nach dem Genuß von englischen und amerikanischen Zigaretten. Irrtümlicherweise nannte man diese Zigaretten wie Gold Flake und Navy Cut Opiumzigaretten. Sie enthalten zwar kein Opium, aber dennoch einen Giftstoff, das Aktrolein, das zu den Kartoffeln gehört und bei stärkerem Genuß Rauschzustände, Schläflosigkeit, Benommenheit und Bewußtlosigkeit hervorrufen kann. Das Schwindelgefühl, das wohl jeder Kettenraucher von Zigaretten empfunden hat, rührt von diesem Stoff her, der zunächst auf die Nervenendungen und dann auf das Gehirn wirkt. Gegen die Vergiftungserscheinungen des Aktroleins helfen tiefes Atmen in frischer Luft und Trinken von Kaffee. Das beste Mittel ist aber das Nichtrauchen, zumal jeder Tabak heute teuer und meistens schlecht ist. Je schlechter aber ein Tabak ist, desto schädlicher wirkt er. Viele Menschen wollen den Schaden des Rauchens durch Trinken von alkoholhaltigen Getränken wieder gut machen. Das ist ganz verkehrt, denn der Alkohol ist selbst ein Gift, zumal für einen Ausgehungerter oder Unterernährten. Mehr als je zieht sein Mißbrauch heute schwere und chronische Magenleiden nach sich.

Der Alkohol geht unverändert in den Blutstrom über, hier aber wird er teilweise zerlegt. In die Gewebe dringt er nicht ein, er wird teils durch die Lungen wieder ausgedunstet, teils durch Aufnahme von Sauerstoff in Kohlensäure und Wasser verwandelt und so ausgeschieden.

Da er bei dieser Umwandlung im Blute den Sauerstoff mit großer Begierde und unter Wärmeentwicklung an sich reißt, so entzieht er ihn anderen zu verbrennenden Stoffen, wie dem Fette, dem frisch zugeführten Bildungsmaterial und auch allen Gewebetellen. Daher kommt es, daß der zu häufige Genuß von Spirituosen Fettsäurehäufung, Verzögerung des Stoffwechsels und Begünstigung der Harnsäurebildung nach sich zieht. Eine krankhafte Ansammlung von Harnsäure im Blute erzeugt die Gicht und andere Leiden. Da der Alkohol vom Magen aus zunächst in das Pfortaderblut und mit diesem durch die Leber tritt, so zieht sein häufiger Mißbrauch nicht selten eine Verhärtung und Verkleinerung der Leber nach sich, die als Säufereleber bekannt ist und Bauchwassersucht zur Folge hat.

Schlimmer noch als Alkohol wirkt das Opium, dessen Genuß sich schon lange nicht mehr auf den Osten beschränkt. Das Opium wird in drei Arten Gestalten genossen. Erstens wird es geraucht wie in China und Indien, zweitens ist man es in Form von Pastillen oder Pillen wie in Ägypten, Persien und im westlichen Asien. Drittens trinkt man es als Tinktur wie in Amerika und England. Die Gesundheitsstörungen zeigen sich in allgemeiner Muskel- und Nervenabspannung und einer rasch zunehmenden Schwächung der Verdauungstätigkeit — Opium und Alkohol haben schon viele Menschen vergiftet. (H. f.)

### Humor

Eine Spitzwegsche Gasse im Mondschein, nachts 1/3 Uhr. Unter dem Bogen einer alten Haustüre nimmt ein Pärchen seit längerer Zeit innigen Abschied von einander. Da öffnet sich über der Tür ein Fenster des ersten Stockwerks, eine weiße Zippelmütze schiebt sich heraus und eine freundliche Stimme ertönt: „Hören Sie mal, mein Guter, ich hab' Sie ja gar nie dageden, daß Sie jetzt schon eine geschlagene Stunde von meinem Lotchen Abschied nehmen, aber tun Sie mir die einzige Giete an und nennen Sie während der Zeit Ihren Ellenbogen von meinem Kinnknopp weg!“